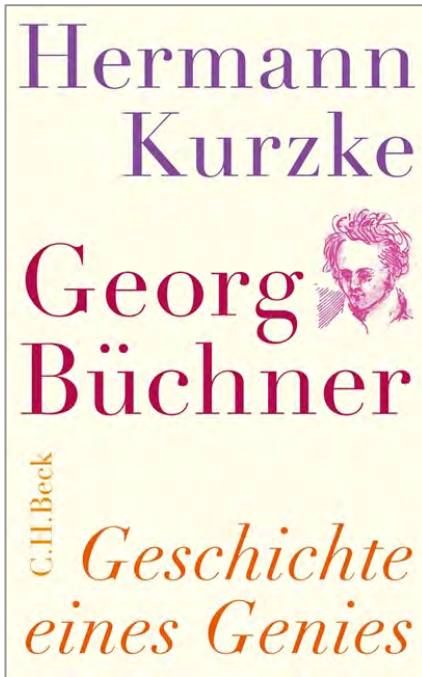


Unverkäufliche Leseprobe



Hermann Kurzke
Georg Büchner
Geschichte eines Genies

591 Seiten, in Leinen
ISBN: 978-3-406-64493-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/11255942>

I

Steckbrief

Im Betretungsfalle festnehmen

Steckbrief. Der hierunter signalisirte Georg Büchner, Student der Medicin aus Darmstadt, hat sich der gerichtlichen Untersuchung seiner indicirten Theilnahme an staatsverrätherischen Handlungen durch die Entfernung aus dem Vaterlande entzogen. Man ersucht deßhalb die öffentlichen Behörden des In- und Auslandes, denselben im Betretungsfalle festnehmen und wohl verwahrt an die unterzeichnete Stelle abliefern zu lassen.

Darmstadt, den 13. Juni 1835.

Der von Großherzogl. Hess. Hofgericht der Provinz
Oberhessen bestellte Untersuchungsrichter,
Hofgerichtsrath Georgi.

Personal-Beschreibung

Alter: 21 Jahre,
Größe: 6 Schuh, 9 Zoll neuen Hessischen Maases,
Haare: blonde,
Stirne: sehr gewölbt,
Augenbraunen: blonde,
Augen: graue,
Nase: stark,
Mund: klein,
Bart: blond,
Kinn: rund,
Angesicht: oval,
Gesichtsfarbe: frisch,
Statur: kräftig, schlank,
Besondere Kennzeichen: Kurzsichtigkeit.¹

Ein berühmter Dichter, steckbrieflich verfolgt: Heute hört sich das abenteuerlich, verwegen, romantisch an. Damals war es eine Katastrophe, die das Leben eines hochbegabten jungen Mannes

Homburg vor der Höhe, den 5. Mai 1835.
 In Auftrag:
 G. Will, Secretair.

2493. Steckbrief.
 Der hierunter signifizierte Georg Büchner, Student der Medizin aus Darmstadt, hat sich der gerichtlichen Untersuchung seiner inbicirten Theilnahme an staatsverrätherischen Handlungen durch die Entfernung aus dem Vaterlande entzogen. Man ersucht deshalb die öffentlichen Behörden des In- und Auslandes, denselben im Verletzungsfalle festzunehmen und wohlverwahrt an die unterzeichnete Stelle abliefern zu lassen.
 Darmstadt, den 13. Juni 1835.
 Der von Groß. Hess. Hofgericht der Provinz Oberhessen bestellte Untersuchungs- & Richter, Hofgerichtsrath
Georgi.

Personal-Beschreibung.
 Alter: 21 Jahre,
 Größe: 4 Schuh, 9 Zoll neuen Hessischen Maasses,
 Haare: blond,
 Stirne: sehr gewölbt,
 Augenbraunen: blond,
 Augen: grau,
 Nase: stark,
 Mund: klein,
 Bart: blond,
 Kinn: rund,
 Angesicht: oval,
 Gesichtsfarbe: frisch,
 Statur: kräftig, schlank,
 Besondere Kennzeichen: Kurzsichtigkeit.

2275. R. Preuss. Seehandlungs-Lotterie-Anlehen.
 Den 1. Juli d. J. beginnt die dritte Verloosung, in welcher die bedeutenden Treffer von fl. 140,000 oder 80,000 Thlr. Pr. Et., Thlr. 20,000, 2 * 6000, 4 * 4000, 8 * 2000, 14 * 1000, 20 * 500, 30 * 300, zusammen 9000 Prämien, im Be-

Pariser Prinzessinen-Waschwasser
 (Eau des Princesses)
 ist pr. Flacon 3 Kr., nebst Gebrauchzettel, in Commission zu haben auf der
Expedition des Frankfurter Journals.

2276. R. Preuss. Seehandlungs-Lotterie-Anlehen.
 Die dritte Verloosung für dies Anlehen beginnt am 1. Juli l. J. in Berlin, und enthält eine Prämie von fl. 140,000, oder Thlr. 80,000, 1 * Thlr. 20,000, 2 * 6000, 4 * 4000, 8 * 2000, 14 * 1000, 20 * 500, 30 * 300, und abwärts bis zu Thlr. 56, zusammen 9000 Prämien, betragend Thlr. 715,000 Pr. Et., oder eine Million 251,250 Gulden rhein.
 Zu diesem grossartigen Spiele sind Original-Promessen a fl. 7, oder Rthlr. 4 Preuss. Cour., und bei Uebernahme von 5 Stück eine sechsste gratis, unter Zusicherung prompter Einsendung der Gewinn-Listen, zu haben bei
J. M. M. Beischlag,
 an der Hauptwache, C. No. 226.
 Briefe und Gelder werden frei erbeten.

2428. Herren-Stroh Hüte
 eigner Fabrik, nach jeder Façon, a fl. 1. 36 fr. pr. Stück, bei
J. D. Kerz,
 Strohhut-Fabrikant.

2180. Lokal-Veränderung.
 Ich beehre mich, hiermit anzuzeigen, das ich mein bisheriges Lokal in der kleinen Eichenheimergasse verlassen habe, und jetzt mein eigenes, vormals Dörrsche Haus in der Kruggasse, Lit. E. No. 82, nahe am Neftod, bewohne.
J. J. Knabenschub,
 Gürtlermeister und Plattirer.

Steckbrief zwischen Lotterielosen und Eau des Princesses: Frankfurter Journal 18. Juni 1835

spaltete in ein Davor und ein Danach, in eine aufsteigende und eine absteigende Hälfte, eine politisch aktive und eine politisch passive, eine ziehende und eine fliehende, eine treibende und eine getriebene Zeit. Ein solcher Steckbrief macht schockartig erwachsen. Büchners Lebenslauf erscheint dachförmig, mit einem Knick in der Mitte, der genialitätsfördernd war.

So geometrisch aufgeräumt ist das wirkliche Leben freilich selten. Das Datum des Steckbriefs fällt nicht genau mit dem Knick zusammen. Die amtliche Bekanntmachung geschah im Juni 1835, die Lebenswende lag schon acht oder neun Monate zurück, der Steckbrief hatte seinen Schatten vorausgeschickt. Büchner hatte

Angst, schon lange, und sich deshalb, wie im Steckbrief bürokratisch vermerkt, «der gerichtlichen Untersuchung seiner indicirten Theilnahme an staatsverrätherischen Handlungen durch die Entfernung aus dem Vaterlande entzogen». Als kaum Einundzwanzigjähriger so gebrandmarkt zu werden, ist keine Kleinigkeit. Die Flucht aus der Heimatstadt Darmstadt in das damals französische Straßburg war bereits im März 1835 erfolgt, weil ersichtlich war, daß die Verfolger ihre Schlinge langsam zuzogen. Der Entschluß, sich aus der konspirativen Tätigkeit künftig herauszuhalten, lag einige weitere Monate zurück, ausgelöst durch die Verhaftung des mitverschworbenen Freundes Karl Minnigerode, der am 1. August 1834 am Gießener Stadttor mit 139 Exemplaren des *Hessischen Landboten* erwischt worden war. Georg Büchner hatte sich auf dünnes Eis begeben und war eingebrochen. Die Begegnung mit dem Mühlwerk der realen Staatsmacht bewirkte erst Wut und Trotz, dann Verzweiflung und Depression. Alle Versuche, Minnigerode zu befreien, scheiterten, und was an Nachrichten aus den Gefängnissen herausdrang, zeugte von einer pedantischen Grausamkeit, die Büchner bis in den Schlaf verfolgte. Im Herbst 1834 brach er mit der Politik und verfolgte von da an nur noch ein Ziel: sein Studium abzuschließen und ein angesehener Naturwissenschaftler zu werden. Die poetischen Arbeiten sind als Freizeitbeschäftigung zu betrachten: das Drama *Danton's Tod* (entstanden Januar/Februar 1835), die Novelle *Lenz* (1835), die Komödie *Leonce und Lena* (1836) und das Dramenfragment *Woyzeck* (1836/37). Sie alle gehören in die Phase der Abwendung von der Politik. In die aufsteigende Zeit fällt unter den fünf Hauptwerken Georg Büchners lediglich der *Hessische Landbote*.

Es sind vier Orte und fünf Ortswechsel, die Büchners kurzes Leben bestimmen: Darmstadt (Jugend und Gymnasialzeit bis Oktober 1831) – Straßburg (vier Semester Studium der Medizin, November 1831 bis August 1833) – Gießen (Oktober 1833 bis August 1834) – Darmstadt (Herbst und Winter 1834/35) – Straßburg (März 1835 bis Oktober 1836) – Zürich (Oktober 1836 bis Februar 1837). Darmstadt ist das Symbol der Realität, Straßburg aber der Sitz des Traumes. Dort wird die Utopie geboren. Der Studienbeginn im Ausland bedeutete Befreiung aus der Haft von Vaterhaus und Vaterstadt.

Frankreich hatte seinen Anspruch, an der Spitze des Menschheitsfortschritts zu marschieren, mit der Julirevolution von 1830 noch einmal bekräftigt. Dazu kam Liebe, die alles verklärende, zu Wilhelmine Jaeglé, der Tochter seines Hauswirts, eines evangelischen Pfarrers, und die heimliche Verlobung mit ihr. Er trug deshalb, als er zum Weiterstudium nach Gießen versetzt wurde, einen Traum im Herzen: Straßburg leuchtete, politisch wie persönlich. Gießen erschien daneben trist. Der Kontrast vertiefte die Empörung über die deutschen Zustände. Die Sehnsucht nach Straßburg grundierte alles. Als er fliehen mußte, war das Ziel klar: Straßburg. Dort machte er dann entschieden Karriere, arbeitete fleißig, baute Verbindungen auf, schrieb seine Doktorarbeit, reichte sie an der Universität Zürich ein, hielt eine Probevorlesung dort und wurde zügig habilitiert. Dreiundzwanzigjährig hatte er die Scharte ausgewetzt, die der Steckbrief hinterlassen hatte. Er hätte ein angesehener Mann der Wissenschaft werden können. Der Typhus beendete ein Leben, als es gerade beginnen sollte.

Filtrierungen

Der Meteor war erloschen. Am Tag nach dem betäubenden Donnerschlag des Schicksals lasen Caroline Schulz und Wilhelmine Jaeglé «in einer Art Tagebuch, das sich unter Bs. Papieren gefunden hatte», und das, wie Caroline hinzufügt, die zusammen mit ihrem Mann Wilhelm Schulz zu den engsten Vertrauten der letzten Tage zählte, «reiche Geistesschätze» enthielt.² Wir kennen nur wenige von Wilhelm Schulz aus dem Gedächtnis überlieferte Zeilen aus ihm. Büchner habe «ein Vorgefühl seines frühen Endes» gehabt, denn er schließe, nachdem er den Zustand seiner Seele «mit einem Herbstabende» verglichen habe, eine Eintragung mit den Worten: «Ich fühle keinen Ekel, keinen Ueberdruß; aber ich bin müde, sehr müde. Der Herr schenke mir Ruhe!»³ Vom Verbleib dieses Tagebuchs gibt es keine Nachricht. Auch ein weiteres Drama aus Büchners Feder⁴ entzog sich der Nachforschung von Anfang an wie ein Spuk und hat vielleicht nie existiert. Sein Gegenstand soll Pietro Aretino gewesen sein, ein spottlustiger italienischer

Satiriker des 16. Jahrhunderts, der für antiklerikale Pasquille und erotische Sonette berühmt war. Alexis Muston, der piemontesische Freund, könnte es angeregt haben.⁵ Der Bruder Ludwig Büchner, der den Hinweis auf das verlorene Drama in Umlauf gebracht hat, will ihn «mündlichen Mittheilungen des Dichters an seine Braut»⁶ entnommen haben. Er hatte das Wintersemester 1844/45 in Straßburg verbracht⁷ und mag von Fräulein Jaeglé etwas erfahren haben, was er so interpretierte. Diese geriet später in den Verdacht, das Stück unsittlicher oder gottloser Stellen wegen (das vermutete Karl Emil Franzos)⁸ zum Verschwinden gebracht zu haben. Sie nahm 1837 den Nachlaß an sich. Dessen genauer Bestand ist unbekannt,⁹ umfaßte aber jedenfalls die vier großen Dichtungen. Von *Lenz* und von *Leonce und Lena* fertigte sie Abschriften für Karl Gutzkow an, die ebenso wie ihre Vorlagen nicht erhalten sind.¹⁰ Die Manuskripte von *Danton's Tod* und *Woyzeck* hat sie Ludwig Büchner für die *Nachgelassenen Schriften* (1850) zur Verfügung gestellt.¹¹ Diese Papiere überlebten, lagen auch Karl Emil Franzos vor, wurden zusammen mit dem restlichen noch im Familienbesitz liegenden handschriftlichen Nachlaß 1918 von Ludwigs Sohn Georg an Anton Kippenberg, den Inhaber des Insel-Verlags verkauft, der sie 1924 dem Goethe- und Schiller-Archiv (heute Stiftung Weimarer Klassik) überließ, in dessen Safes sie bis heute ruhen.¹² Wilhelmine, die auch von den ursprünglichen Empfängern Büchner-Briefe einsammelte, gab, was sie besaß, für literarisch unbedeutend aus. Als Karl Emil Franzos vierzig Jahre später seine Büchner-Ausgabe plante und bei ihr nach Manuskripten fahndete, schrieb sie ihm:¹³

Straßburg, 2. April 1877.

Geehrtester Herr!

In Ihrem geehrten Schreiben vom 17. Februar reden Sie von der moralischen Verpflichtung, die ich habe, durch Mittheilung derjenigen Papiere G. Büchner's, die in meinen Händen sind, die Herausgabe seiner Werke zu befördern.

Hierauf habe ich die Ehre, Ihnen zu antworten, daß ich durchaus keine moralische Verpflichtung fühle, die besagten Papiere zur Oeffentlichkeit zu bringen, theils sind es solche, die nur mich persönlich angehen, und die es eine Indiscretion wäre drucken zu

lassen, theils sind es unvollständige Auszüge und unvollendete Notizen. Das Andenken an G. Büchner ist mir zu theuer, als daß ich wünschen könnte, etwas Unfertiges von ihm der Kritik der Recensenten auszusetzen.

Durch schwere Krankheit verhindert, Ihnen früher zu antworten, mußte ich es bis heute aufschieben.

Sie werden mich, geehrter Herr, verpflichten, wenn Sie sich für die Zukunft mit dieser Erklärung genügen lassen wollten.

Hochachtungsvoll zeichnet

L. W. Jaeglé

Sie will nicht. Sie besitzt 1877 noch Büchner-Handschriften – Werkabschriften, Notizen, Entwürfe, Briefe, vielleicht die Tagebuchblätter, vielleicht sogar den *Pietro Aretino* –, aber als sie drei Jahre später stirbt, findet sich in ihrem Nachlaß keine Zeile mehr davon.¹⁴ Auch ihr Testament weiß nichts von dem einst so Geliebten.¹⁵ Sie hat alles vernichtet oder beiseitegeschafft – vielleicht aus religiösen Gründen, unter dem Einfluß einer immer radikaler werdenden Frömmigkeit,¹⁶ vielleicht aus Haß gegen die aufdringlichen «Nachlaßmarder»,¹⁷ vielleicht, weil sich inzwischen eine «tötliche Verfeindung mit der Familie Büchner» entwickelt hatte,¹⁸ vielleicht, weil Georg selbst ihr inzwischen fremd geworden war, vielleicht auch, weil sie als Elsässerin den Deutschen nichts lassen wollte. Dafür gab es Gründe. 1870 hatten preußische Kanonen die Straßburger Stadtbibliothek in Brand geschossen, einen Büchner-Ort. Was Deutsche am Elsaß gesündigt haben, mag auch in den folgenden Generationen die Nachlaßsuche behindert haben. Vielleicht hat Wilhelmine Jaeglé ihre Büchneriana doch nicht liquidiert, sondern unter strengen Auflagen Menschen ihres Vertrauens in Verwahrung gegeben. Dafür spricht immerhin, daß die Briefe Karl Gutzkows an Georg Büchner, die 1897 ans Licht kamen, aus ihren Beständen stammten.¹⁹ Vielleicht gibt es irgendwo noch ein gut verschnürtes Konvolut. Nicht nur bei Nachfahren jener Vertrauten, sondern auch bei den weitverstreuten Erben der Straßburger Verwandten und Bekannten Georg Büchners können noch Schätze liegen, die nicht gehoben wurden, weil die Nachfragenden nicht vertrauenswürdig erschienen.

Was immer Wilhelmine besessen hat – auch ein Verzeichnis hat sie nie preisgegeben – es waren jedenfalls die Originale der vielen Briefe dabei, die Georg aus Darmstadt, Gießen und Zürich an sie geschrieben hatte. Es waren Briefe von poetischem Wert. Büchner erprobte im Dialog mit seiner Verlobten auch seine stilistischen Fähigkeiten und notierte sich so manche gelungene Wendung aus Briefen an Minna, um sie später in seinen Dichtungen ein zweites Mal zu verwenden.²⁰ Eine kleine Anzahl dieser Briefe sind in Abschriften von Abschriften bekannt: Als Karl Gutzkow gleich nach Büchners Tod als erster versuchte, Material für eine Ausgabe und ein biographisches Porträt zu sammeln, schickte Wilhelmine ihm ein Heft mit Briefexzerpten,²¹ aus denen sie freilich alles aus ihrer Sicht Belanglose, allzu Private oder aus anderweitigen Vorsichten und Rücksichten nicht Erwünschte bereits eliminiert hatte. Wir kennen ihre Kriterien nicht wirklich, aber Büchners Briefe müssen ebenso Heiligtümer für sie gewesen sein, wie die von ihr geschriebenen Heiligtümer für Büchner sind. Den hatte es empört, daß sie Berührung mit «den Händen dießer schmutzigen Menschen»²² gehabt hatten, als die Universitätsjustiz es im August 1834 für geboten hielt, sein Gießener Zimmer durchzukämmen.

Aber auch Wilhelmines Exzerpte existieren nicht mehr, ein Brand hat das Heft 1851 zerstört.²³ Was wir von ihm wissen, verdanken wir Ludwig Büchner, der im November 1850 *Nachgelassene Schriften* seines Bruders veröffentlichte, die auch eine Abteilung «Briefe» enthielten: «An die Familie» (43 Druckseiten) und «An die Braut» (6 Druckseiten). Er hat Minnas Abschriftenheft ein zweites Mal redigiert. Auslassungen sind durch Pünktchen markiert – selbst gesetzte oder von Minna übernommene. Damals 26 Jahre alt, war Ludwig Büchner schon ein entschiedener Vertreter des Materialismus und auch politisch ein Oppositioneller. Die Revolution von 1848 war ein Ziel seiner Wünsche gewesen. Er machte seinen älteren Bruder posthum zum Mitkämpfer und Vorläufer des eigenen Wollens.²⁴ Das Private und Persönliche fiel aus dieser Optik durch die Maschen. Da seine Vorlagen nicht erhalten sind, lassen sich Quantität und Qualität seiner Redaktion und Selektion nicht genauer beurteilen. Denn nicht nur Minnas Sammelhandschrift, sondern auch die vielen Briefe an die Familie, die Büchner aus Straßburg, Gießen und Zürich nach Darm-

stadt geschrieben hatte, sind in der Nacht vom 21. auf den 22. Mai 1851 in einem Hinterbau des elterlichen Anwesens, wo die Familie einen Teil ihrer Büchneriana verwahrte, jenem Brand zum Opfer gefallen. Wieder kennen wir aus dem Familienbriefwechsel nur die Briefe und Briefauszüge, die Ludwig Büchner in den *Nachgelassenen Schriften* mitteilt: Er habe «beinahe nur das gegeben, was zur Kenntniß der politischen Bewegungen jener Zeit und des Antheils, den Büchner daran hatte, wichtig erschien».²⁵ Ludwig Büchner will ein harmonisches Bild malen. Die schweren Konflikte, die Büchner infolge seiner heimlichen Verlobung und seiner «staatsverrätherischen Handlungen» mit seinem Vater hatte, sind herausgefiltert. Der Vater, eine starke Persönlichkeit, lebte ja noch, waltete als Clanchef und mußte alles absegnen. Auch vielen weiteren im Briefwechsel genannten Personen gegenüber war Diskretion geboten. Georgs Tod lag ja erst dreizehn Jahre zurück. Daß Ludwig Büchner sensible Stücke aus dem Brautbriefe-Heft ohne ihre Zustimmung veröffentlichte, hat Wilhelmine Jaeglé so empört, daß sie von da an nichts mehr hergab und keinem Editor mehr traute.

«Vor allen Dingen, vertilgen Sie meine Briefe!» schrieb Gutzkow an Büchner am 5. März 1835.²⁶ Gott sei Dank geschah das nicht. Minna hatte sie zunächst verwahrt. Aus ihrem Besitz gelangten sie über nicht mehr nachweisbare Stationen in den Autographenhandel²⁷ und liegen heute im Archiv der Stiftung Weimarer Klassik. Von Büchners Gegenbriefen sind einige in Auszügen bekannt, meistens aus Gutzkows Nekrologen. Nur ein einziges Original blieb erhalten. Vermutlich hat die verlorenen Gutzkow selbst vernichtet. Er hatte Grund zur Vorsicht. Als einer der meistbespitzelten Oppositionellen der Vormärzzeit mußte er 1835/36 zweieinhalb Monate im Gefängnis absitzen. Auch Büchner selbst hat Briefe vernichtet und Vernichtungen angeordnet, in seiner konspirativen Zeit, als geheime Verbindungen geschützt werden mußten. Wie sinnvoll solche Maßnahmen waren, bestätigt die Gießener Zimmerdurchsuchung, die für die Behörden nichts Greifbares erbrachte, weil Büchner vorher aufgeräumt hatte. Die Folge ist, daß es aus der politisch besonders heißen Zeit, dem Jahr vor der Flucht nach Straßburg, besonders wenige briefliche Zeugnisse gibt – hauptsächlich solche, die das politische Tun vertuschen und verharmlosen.

Aber auf die Behörden ist Verlaß ... Was über den politischen Büchner zuverlässig bekannt ist, stammt aus den Vernehmungprotokollen der Gerichte, die Büchners Mittäter verhörten, vor allem aus dem Prozeß gegen Friedrich Ludwig Weidig, den führenden Kopf der Landboten-Aktion, der 1837 im Gefängnis Selbstmord beging. Das Großherzogtum sah sich massiven Vorwürfen ausgesetzt – von Justizmord war die Rede²⁸ – und erlaubte deshalb 1844 einem ihrer hohen Juristen, die gesamten Akten des Weidig-Prozesses zu veröffentlichen.²⁹ Es wurde ein 800 Seiten starkes Buch von hoher Authentizität daraus, wenngleich auch dieses Material interessen-gesteuert ist. Es sollte die Rechtsstaatlichkeit und sogar Humanität der Praktiken der Untersuchungsgerichte beweisen, belegte aber ungewollt das Gegenteil.

Tagebücher, Briefe, Akten, Erinnerungen und indirekte Spuren im literarischen Werk, die üblichen Quellengruppen für eine Dichterbiographie, haben im Fall Büchners schwere Dezimierungen erfahren und substanzverändernde Filter durchlaufen. Die Überlieferungslage gleicht dem Zustand eines Gemäldes nach einem Säureattentat. Die Tagebuchblätter sind verloren. Von Büchners Briefen, deren ursprüngliche Anzahl bei dreihundert gelegen haben mag,³⁰ sind nur vierzehn im Original erhalten,³¹ 46 sind in längeren oder kürzeren, oft undatierten Auszügen aus sekundären Quellen bekannt. Briefe an Büchner kennen wir derzeit 25 – von etwa dreihundert, die einmal existiert haben könnten. Nur die Aktenlage ist relativ gut; einiges blieb in Archiven verwahrt, sehr vieles wurde von den Behörden selbst publiziert. Das Wenige, was die Familie noch hatte, verbrannte in der Nacht des 11. September 1944 bei einem Luftangriff auf Darmstadt.³² Erinnerungen an Büchner wurden erst Jahrzehnte nach seinem Tod zusammengetragen und geben relativ wenig Präzises her. Büchner hatte zwar viele Freunde, verbarg aber auch viel hinter seiner hohen Stirn, debattierte zwar engagiert über Staat und Politik, erzählte aber nur wenig oder nichts über Familie, Liebe oder Religion.

Es bleibt das literarische Werk. *Danton's Tod* und *Woyzeck* sind originalhandschriftlich erhalten, *Lenz* und *Leonce und Lena* nur in mehrfach redigierten frühen Drucken, deren handschriftliche Vorlagen teils bei Minna Jaeglé verloren gingen (*Lenz*), teils bei dem Brand von 1851 vernichtet wurden (*Leonce und Lena*).³³ Die Dich-

tungen sind Fenster ins Innere – freilich zeigen sie Vexierbilder, Kaleidoskope, in denen sich schwer isolierbare Bruchstücke des einst Erlebten finden, gespiegelt aus wechselnden Richtungen und vermischt mit Gelesenem, Gehörtem, Gefundenem und Erfundenem verschiedenster Provenienz. Das Richtige auszuwählen und es richtig zu deuten ist eine schwierige Kunst. «Wir wissen wenig voneinander», sagt Danton in Büchners Schauspiel, «wir reiben nur das grobe Leder aneinander ab».³⁴ Es ist ein waghalsiges Stück, das Lebensgefühl eines Menschen, der vor zweihundert Jahren geboren wurde, nachzeichnen zu wollen. Ich will es trotzdem versuchen. Büchner war einsam. Vielleicht hat er selbst einmal zu Minna gesagt, was er seinen Danton zu Julie sagen läßt: «Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren.»³⁵

Imaginationen

Die verfügbaren Quellen sind so dubios, ruinös und fragmentarisch, daß sie, hielte man sich strikt ans positiv Belegbare, nur eine sehr bruchstückhafte Biographie ergäben. Aber man würde sich dann den beschriebenen Filtrierungen schutzlos ausliefern und verlöre noch einmal alles, was einst entsorgt wurde. Man liefe Gefahr, die erhaltenen Teile eines zu zwei Dritteln verlorenen Puzzles zu einem falschen Ganzen zusammenzubiegen, anstatt die fehlenden Teile zu imaginieren, um so vielleicht ein wahres Ganzes zu erhalten. Nicht nur das Verlorene, auch das niemals Protokollierte fordert sein Recht. «Ein wirklicher Mensch ist etwas ganz und gar Notwendiges», sagt Friedrich Nietzsche.³⁶ Die Imagination hat Gesetze einzuhalten, um diese Notwendigkeit zu treffen. Sie arbeitet mit kontrollierbaren Verfahren und zappelt nicht im grundlosen Morast. Ihr Motto liefert der italienische Humanist Lodovico Settembrini in Thomas Manns Roman *Der Zauberberg*: «Der Mensch tut keine nur einigermaßen gesammelte Äußerung allgemeiner Natur, ohne sich ganz zu verraten, unversehens sein ganzes Ich hineinzulegen, das Grundthema und Urproblem seines Lebens irgendwie im Gleichnis darzustellen.»³⁷ Das ergibt ein Kriterium.

Die imaginierten Ergänzungen müssen die erhaltenen Teile als unwillkürliche Äußerungen eines Ganzen verstehen und sie so placieren, daß insgesamt ein «ganzes Ich» entsteht. Im Glücksfall handelt es sich nicht um ein Puzzle, sondern um ein Sudoku, in dem man aus 27 gegebenen Feldern die fehlenden 54 widerspruchsfrei ermitteln kann. Auch Büchner selbst hat mit Ergänzungen gearbeitet, als er Bruchstücke der historischen Literatur über die Französische Revolution zu seinem Schauspiel *Danton's Tod* hochrechnete und hoch-imaginierte.

Phantasien

«Der geniale Georg Büchner», schreibt der Freund und Gefährte des Sterbens Wilhelm Schulz, «in welchem nach einer kurzen Periode jugendlicher Gährung die deutsche Nation einen ihrer größten Geister gefeiert hätte», habe oft der bitteren Leiden seiner gefangenen Freunde gedacht. «Der giftige Stachel eines immer sich erneuernden Schmerzes warf ihn auf sein frühzeitiges Todesbette».³⁸ War Büchner ein politischer Märtyrer? Oder war er ein Geistesgestörter, wie es ein Untersuchungsrichter der Zeit für möglich hält? «Die Erfahrung lehrt, daß selbst im Zustande der Freiheit politische geheime Unternehmungen, offenbar durch die damit verbundenen Reizungen des Geistes, die exaltirtesten Theilnehmer leicht einem frühen Grabe oder Geistesstörungen zuführten. Es haben viele derjenigen, welche durch die letzten politischen Untersuchungen bedroht waren, im In- und Auslande an nervösen Krankheiten, Schwindsucht etc. in einem jugendlichen Alter geendet.»³⁹ Oder hat er zu viel gewußt, wie ein Nazi-Dichter vermutet? «Er hat [...] zu tief gesehen, deshalb nehmen ihn die Götter früh zu sich.»⁴⁰ Andere denken aufbauender. Das, was Georg Büchner mit dreiundzwanzigeneinhalb Jahren schon geleistet hatte, «mag zeigen, was er geleistet haben würde, wenn ein bitteres Geschick milder gegen ihn gewesen wäre» (Ludwig Büchner)⁴¹. «Hätte er länger gelebt so wäre gewiß ein tüchtiger Mann u. Gelehrter aus ihm geworden.» (Édouard Reuss 1877)⁴² Daß er «mitten, ja noch vor seinem Anlaufe zum Höchsten starb», betrauerte Karl Gutzkow.⁴³ Hätte er ein

Goethe werden können, nach stürmischer Frühzeit sich fügend und hineinbildend in die bestehenden Verhältnisse? Vielleicht wäre er 1848 im Paulskirchenparlament vertreten gewesen, auch wenn er niemals, wie Ludwig Büchner 1850 versichert, auf der Seite derjenigen gestanden haben würde, «die durch lächerlichen Eigendünkel und kindische Furcht die Freiheit verrathen haben, die man in ihren Händen für gesichert hielt». ⁴⁴ Möglicherweise wäre er ein führender Sozialist geworden, mit Karl Marx, Friedrich Engels oder Ferdinand Lassalle in Verbindung, oder er wäre nach Paris (zu Heinrich Heine) oder London (zu Darwin) gegangen. Wäre er am Ende ein nationaler Sozialist geworden, hätte er, wie Josef Nadler vermutet, die Juden vermieden, um für die «Arbeitermassen, deren geborener Führer er war», ⁴⁵ einen spezifisch deutschen Weg zu finden? Leicht ist er als angesehener Universitätsprofessor vorstellbar, als Mediziner (Neurologe, Psychiater) oder Naturphilosoph, wie sein jüngerer Bruder Ludwig, der mit seinem materialistischen und religionsfeindlichen Bestseller *Kraft und Stoff* (1855) der berühmteste Büchner des 19. Jahrhunderts war.

Eher unwahrscheinlich ist es, daß Georg Büchner bei längerem Leben als Dramatiker Karriere gemacht hätte. Seine drei Dramen beginnen ihre Bühnenlaufbahn erst im 20. Jahrhundert. Den Nachhall der Weimarer Klassik, dem die Mitte des 19. Jahrhunderts gehörte, hätte Büchner auch mit weiteren Dramen nicht übertönen können. Wäre er dann zum Roman übergegangen, der damals seinen internationalen Aufstieg erlebte? Wäre er ein Dickens, ein Balzac, ein Turgenjew Deutschlands geworden? Der Platz war ja frei, bis Fontane ihn einnahm.

Es heißt immer gleich, solche Erwägungen seien sinnlos. Aber die Interpretation eines so kurzen und so abrupt beendeten Lebens hängt schon davon ab, welche Rechte man der Trauer einräumt. Das Gehetzte dieses Leben hat sicher mit Politik, mit Flucht, mit Geldnot zu tun – aber vielleicht auch mit einem Tiefenwissen seiner Kürze? Jeder Rückblick auf Büchner ist von Trauer getränkt, und Trauer phantasiert gern: Was wäre alles möglich gewesen? Wie schön hätte es werden können! Jede Rezeption versucht, aus den Fragmenten der drei Schaffensjahre irgendein Ganzes zusammenzusetzen. Verlängerungen des von Büchner selbst nicht gefüllten Lebens in

die Deutungsinteressen der Interpreten hinein entstehen daraus wie von selbst (und sind auch nicht unbedingt verwerflich). Die üblichen Herangehensweisen beruhen auf Täuschungen. Entweder verbietet man sich jede Ergänzung und stellt die Bruchkanten dieses plötzlich abgerissenen Lebens in ein scharfes Licht. Es entsteht dann ein paradoxes Ganzes: das Bild eines tragisch Unvollendeten. Oder man gesteht diesem kurzen Leben selbst eine Art Vollendung zu, einen Kreis, den es ausgeschritten hat und in dem nichts zur Größe fehlte. Denn auf eine gewisse Weise war ja alles da: das revolutionäre Engagement (*Der Hessische Landbote*), ein politisches Schauspiel (*Danton's Tod*), eine romantische Komödie (*Leonce und Lena*), eine psychiatrische Erzählung (*Lenz*), ein soziales Drama (*Woyzeck*) und ein Karrierestart als Privatdozent für Anatomie und Naturphilosophie an einer bedeutenden Universität. Dieses kurze Leben hat eine enorme Spannweite, und so gesehen ist der Typhustod nicht mehr nur ein bitterböser Zufall, sondern auch ein Abschluß mit Sinn. Damit ist keine falsche Versöhnung gemeint, sondern das Hineinstellen der einmaligen, unwiederholbaren und deshalb ewigen Person Georg Büchners in einen unvernebelten metaphysischen Raum, einen Horizont von ungelösten und in unserer dreidimensionalen Beschränktheit unlösbaren, gleichwohl vorhandenen Fragen, in dem schlichtweg jedes Leben steht, ob es darüber nachdenkt oder nicht. Der Gesichtskreis soll weit sein, nicht vermauert. Büchners Lebensarchitektur ist so rätselhaft wie jener labyrinthische Palast in Lessings Parabel, dem alle, die um ihn herumgehen, verschiedene Grundrisse zuschreiben und nicht begreifen, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genügend Licht kommen könne. «Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfangen, wollte den wenigsten zu Sinne.»⁴⁶

Projektionen

Die Ernennung zum Vorläufer erfolgt immer nachträglich. «Büchner» war eine Mehrzweckwaffe und wurde von den unterschiedlichsten Bestrebungen posthum als Speerspitze eingesetzt. Er hat außergewöhnlich viele Inanspruchnahmen als Protagonist ir-

gendwelcher kommender Bewegungen erfahren. Er galt als Frühsozialist, Frühnaturalist, Frühexpressionist, er wurde als Nihilist gehandelt, er wurde als «heroischer Pessimist» in die Nietzsche-Rezeption eingereiht, er erschien der Nazizeit als geistiger Führer eines deutschen (im Sinne von: nicht jüdischen) Sozialismus geeignet. Alban Bergs Zwölftonoper *Wozzeck* spannte ihn mit der musikalischen Avantgarde zusammen. Nach dem Zweiten Weltkrieg stieg er im Westen zum Meister des absurden Theaters auf, im Osten zum Prototyp des sozialistischen Realismus. Georg Lukács hatte ihn mit seinem berühmten Aufsatz über den «faschistisch verfälschten und den wirklichen Georg Büchner» so zurechtfrisiert, daß er seit 1968 zum literarischen Star der Studentenbewegung avancierte.

Die Linke hat ihn seither fest im Griff und beansprucht seine Autorität zur Legitimation von Gewalt. Wenn Büchner etwa als «frühkommunistischer Sozialrevolutionär»⁴⁷ den «Neobabouvisten» zugerechnet wird, dann geht es um «den von Babeuf und seinen Freunden vorgezeichneten Weg der gewaltsamen Herbeiführung einer Republik der vollkommenen Gleichheit».⁴⁸ Büchner soll damit abgerückt werden von den Liberalen, die nur Worte machen und nichts tun. Eine Art Revolutionssentimentalität hat die linke Büchner-Orthodoxie lange beseligt, ein umgekehrter Nationalismus, ein sehr deutscher Wunsch, doch auch eine Revolution wie die französische gehabt haben zu wollen, während der klassische deutsche Nationalismus bis 1918 stolz darauf war, daß Deutschland es auch ohne einen solchen Gewaltausbruch zu einigermaßen ordentlichen Verhältnissen gebracht hatte. Immer wieder wird zitiert, was der noch nicht Zwanzigjährige aus Straßburg an die Eltern schrieb: «Meine Meinung ist die: Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt.»⁴⁹ Das Sätzchen wird dann verknüpft mit einer Äußerung, die drei Jahre später in einem Brief an Karl Gutzkow steht: «Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformieren? Unmöglich!»⁵⁰ Und schon erscheint Gutzkow als blauäugiger Idealist, Büchner aber als revolutionärer Realist. Ein fernes Echo der marxistischen Dogmatik hallt nach, demzufolge ein echter Kommunist etwas Besseres sei als ein Linkliberaler, der noch an bürgerliche Werte glaubt.

Aber man muß zwischen Sein und Meinen unterscheiden. Man

ist noch nicht Materialist, weil man materialistische Ansichten äußert. Wenn man das Verhältnis zwischen Armen und Reichen das einzige revolutionäre Element nennt,⁵¹ aber selbst nicht arm ist, können die revolutionären Ansichten nicht von der Armut kommen. Der Wohlhabende, der sich für die Armen einsetzt, ist nicht Materialist, sondern Idealist. Er handelt ja gegen die eigenen materiellen Interessen. Er ist, ethisch gesehen, kein Marxist, sondern Kantianer. Oder er ist einfach ein Christ. Es ist traurig, aber wahr: Die Hungerrevolten müssen die Hungrigen machen. Den satten Anstiftern fehlt die vitale Grundlage. Ihre Unzufriedenheit ist lediglich intellektueller Natur. Die Revolution ist für sie immer nur eine Sache des Kopfes, nicht des Bauches. Sie können sich von ihr jederzeit verabschieden – was der Hungernde von seinem Hunger nicht kann.

Kind seiner Zeit

Auch Büchner hat letztendlich keine Gewalt ausgeübt. Er hat keine Kaufhäuser angesteckt und keine Minister erschossen, sondern Worte gemacht. Er hat eine Flugschrift geschrieben und an ihrer Verteilung mitgewirkt, hat Öffentlichkeitsarbeit, Pressearbeit geleistet. Der *Hessische Landbote* brachte dem Volk Aufklärung, nicht Revolution. Nach einem konkreten «Zu den Waffen!» sucht man in der berühmten Brandfackel vergebens. Statt dessen – ob von Büchner, ob von Weidig – Phrasen und Pathos: «Ihr bückt euch lange Jahre in den Dornäckern der Knechtschaft, dann schwitzt ihr einen Sommer im Weinberge der Freiheit, und werdet frei sein bis ins tausendste Glied.»⁵² Was genau heißt das Schwitzen «im Weinberge der Freiheit»? Die biblischen Arbeiter im Weinberg schwitzen um des Himmelreiches willen, aber das bekommen am Ende die Wenigschwitzenden ebenso wie die Vielschwitzenden (Mt 20,1–16). Was konkret sollen die hessischen Bauern tun? Das Motto «Friede den Hütten, Krieg den Palästen!» bleibt unbestimmt – eine rhetorische Formel, aus der keine greifbaren Konsequenzen erwachsen. Solange die «im Weinberge der Freiheit» Schwitzenden keine klaren Antworten erhalten, was das Ergebnis der Revolution sein soll und

wer danach worüber bestimmen darf, ist der «Weinberg der Freiheit» nur eine zu nichts verpflichtende Revolutionstirade. Mehr als eine Liberalisierung der öffentlichen Diskussion über soziale und politische Fragen konnte bei diesem Krieg der Hütten gegen die Paläste nicht herauskommen – und diese wurde auch erzielt, den Verboten und Verhaftungen zum Trotz, denn die Öffentlichkeit erfuhr von den Umtrieben ihrer studentischen Jugend durch die Presse und durch mehrere Aktenpublikationen, mit denen sich die Behörden verteidigten.

Büchner gehört insofern nicht zu irgendeinem linksradikalen Frühsozialismus, sondern zur bürgerlichen Opposition der Jahre vor der 1848er Revolution. Ein Mensch, wie außergewöhnlich er auch sei, muß aus seiner Zeit und aus der ihm bekannten Vergangenheit erklärt werden, nicht aus der Zukunft. Es ist dem Individuum zwar in seltenen Fällen möglich, dem sich dahinwäzenden Strom der Zeit eine Richtungsänderung aufzuzwingen. Aber alles, was ihn dazu befähigt, muß er aus seiner Zeit erhalten haben, alle geistigen und seelischen Inhaltsstoffe, die ihn ausmachen, muß es in seiner Zeit gegeben haben, für alles, was ihn werden ließ, wie er war, muß es zu seiner Zeit die Anregungen gegeben haben. Nichts fällt vom Himmel.

[...]

9

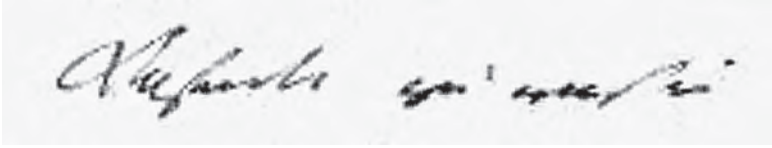
Woyzeck

Tintenfluß

Manche Stellen sind so unleserlich, als experimentiere Bühner mit der Schrift, als schaffe er mit Lust Schrift- und Wortgebilde, die bisher noch niemand je gesehen oder gehört hat, als sei er beim Wörtererfinden nicht zu Rande gekommen, habe aber einen nicht fertig artikulierten Klang, der nun nach seinem Schriftbild suchte, im Ohr gehabt, als sei er aus einem Traum aufgeschreckt, in dem ihm jemand ein geheimnisvolles Wort ins Ohr geflüstert hat – «Quiribirini»¹ oder «Xixapitzli».² Vielleicht war es auch ein anzügliches Wort, das niemand identifizieren sollte – Bühner lachte in sich hinein, als er daran dachte, wie schwer es seine Herausgeber einmal haben würden. Oder er wollte ein saftiges Ferkelwort schaffen, eines, das es noch gar nicht gab, unheimlich witzig, aber es blieb im Geburtskanal stecken, was optisch als Unleserlichkeit in Erscheinung trat.

Der junge Mann brauchte viel Tinte, denn er schrieb tagtäglich viele Seiten. Mitte Oktober 1836 zog er von Straßburg nach Zürich um. Die mitgebrachte Tinte ging ihm bald aus und er kaufte neue, schweizerische. Das hilft nun beim Datieren. Mit Hilfe einer Röntgenfluoreszenzanalyse lassen sich die Züricher Tinten von den straßburgischen unterscheiden.³ Die vier Handschriften, aus denen das Woyzeck-Material besteht, zerfallen so in zwei Straßburger (die Foli handschrift H1 und das Folioblatt H2) und zwei Züricher Papieransammlungen (das Quartblatt H3 und die Quarthandschrift H4). Die Straßburger Handschriften sind, wie sich aus dem umgebenden Datengerüst schließen läßt, im wesentlichen im August und September 1836 entstanden, die Züricher zwischen Anfang November 1836 und Anfang Februar 1837.⁴

Das ist schon einmal eine gute Grundlage. Noch lange nicht beantwortet ist damit die Frage, wann und wie Bühner zu diesem



Kosaken? Kastrierte? Katzenschweife?

Stoff kam, was ihn daran faszinierte, wann er daraus die ersten poetischen Funken schlug und warum er ihn ausführte. Was ist der innerste Kern dieses Vorhabens? Wo berührt es Büchners Persönlichkeit? Gibt es ein autobiographisches Motiv? Welche Rolle spielen der Vater, Wilhelmine, die fille perdue, die Klaustrophobie, die Anatomie? Büchner selbst gibt keinerlei Auskünfte. Die erhaltenen Briefe geben nichts her. Wieder einmal bewegen wir uns auf sehr unsicherem Gelände und wollen daher das Einzige, was wir haben, nämlich diese Handschriften, sorgfältig betrachten.⁵

Papier war anders genormt als heute. In Straßburg hatte Büchner einen Stapel billiges Maschinenpapier im Format 42 × 33 cm gekauft, auf dem viel Platz war. Die Handschrift H1 besteht aus fünf solchen Bögen, die Büchner in der Mitte gefaltet hat, wodurch sich ein Folioformat ergab (21 × 33 cm). Auf den so entstandenen zehn Doppelblättern hatte er insgesamt zwanzig Seiten zur Verfügung, von denen er siebzehn beschrieben hat, mit eiliger, fliehender, fliegender, flüchtiger, manchmal auch stockender Schrift, meist winzig und blaß, selten stark und markant, mit ungleichmäßigem Tintenfluß, Tintenklecksen, Randzeichnungen, Kritzeleien, Verschleifungen, Korrekturen und Abbrüviaturen. Jede Seite ist ein Entzifferungsabenteuer. Ob es sich um «Kosaken»,⁶ «Kastrierte»⁷ oder «Katzenschweife»⁸ handelt, ist nicht so klar, wie es sein sollte. Geschrieben hat er noch in tiefer Nacht, von Einfällen gejagt. Die Feder kam kaum nach. Auf den Seiten 1 bis 9 von H1 sind 21 Szenen hingeworfen, die ein komplettes Drama skizzieren. Es handelt von dem Soldaten Louis Woyzeck (der erst von H2 an «Franz» heißt) und der schönen Margreth (in H2 «Louise» oder «Louisel», erst in H4 «Marie»), die er liebt und, als sie sich mit einem Unteroffizier (seit H2 «Tambourmajor») einläßt, aus Eifersucht ersticht.

Noch auf derselben Seite 9 beginnt Büchner das Drama von neuem, aber nicht mehr mit der Marktszene und dem Ausrufer wie in H1, sondern mit Woyzeck und Andres beim Stöckeschneiden. Obgleich Büchner die neue Szenenfolge auf dasselbe Papierkonvolut geschrieben hat, wird ihr üblicherweise und zu Recht eine eigene Kennzeichnung gegeben (H2). Sie füllt das bisher noch recht klapprige Handlungsgerüst mit wichtigen neuen Szenen auf, in deren Mittelpunkt der Tambourmajor, der Hauptmann und der Doktor stehen. Gegenüber H1 erfolgt eine Vertiefung, die deutlich eine Richtung zeigt. Man kann an ihr erkennen, was Büchner wollte und was in H1 noch fehlte. Erst hier muß Woyzeck Erbsen essen, «nichts als Erbsen».⁹

Das Züricher Handschriftenmaterial sieht optisch ganz anders aus. Büchner hat jetzt Folioblätter halbiert und zu Quartformat (ungefähr 17 × 21 cm) geschnitten (H3) oder gefaltet (H4). H3 und H4 sind mehr gleichzeitig als nacheinander entstanden. H3 ist ein einzelnes Quartblatt von besserer Qualität als das dünne Maschinenpapier, das Büchner für H4 verwendete. Es ist beidseitig beschrieben und enthält die Szenen *Im Hof des Professors* und *Der Idiot. Das Kind. Woyzeck*. H4 besteht aus gefalteten Doppelblattlagen und hat 24 Seiten. Sie sind vergleichsweise lesbar geschrieben und nähern sich am weitesten einer Reinschrift. Sie enthalten (mit gewissen Lücken) das einigermaßen ausgeführte Drama bis zur 17. Szene, in der Woyzeck sein Testament macht. Die ungefähr zehn oder zwölf Szenen, die dann noch fehlen und noch zu machen gewesen wären, verhinderte der Typhus. Man pflegt sie in Bühnen- oder Lesefassungen notdürftig durch die Szenen 14 bis 21 der Handschrift H1 zu ersetzen.¹⁰ Offen bleibt die Frage, ob der Schluß von H1 überhaupt der geplante Schluß war oder ob Büchner noch weiterschreiben wollte. Die Handlung hätte sich denkbarerweise auch bis zur Hinrichtung Woyzecks erstrecken können.

Es ist klar, daß angesichts der fehlenden Teile einerseits, der doppelt oder dreifach vorhandenen, aber ganz verschiedenen Konzeptionen angehörenden Teile andererseits jeder *Woyzeck*, der nicht einfach die Handschriften druckt (was für den Leser sehr unbefriedigend ist), ein Herausgeberkonstrukt sein muß. Je nachdem, welche Vision vom Ganzen ein Herausgeber hat, setzt er das Vorhandene anders

zusammen, läßt anderes weg, ergänzt anderes – jedenfalls kommt immer etwas ganz Verschiedenes heraus. Einen *Woyzeck* von Büchner gibt es nicht.

Das lebende Skelett und der dogmatische Atheist

Wie die Physik möglichst nahe an den Urknall herankommen möchte, so wollen wir möglichst nahe an die Urzündung der Einfälle in Büchners Psyche und Gehirn herankommen. In einem ersten Arbeitsschritt untersuchen wir lose Fäden, die Büchner nicht mehr fertig vernäht hat. Damit sind Ideen aus der Peripherie gemeint, die nicht ins Zentrum vorstoßen konnten, entweder weil sie untauglich waren oder weil sie in der Konkurrenz mit anderen Ideen unterlagen. Wir beginnen mit dem Barbier bzw. dem «dogmatischen Atheisten», einer Figur aus der Straßburger Zeit, die in den Züricher Handschriften verschwunden ist.

Bühnen- oder Lesefassungen des *Woyzeck* können sinnvoll mit der Äußerung des Polizisten bzw. Gerichtsdieners aus H1 schließen:

<GERICHTSDIENER> Ein guter Mord, ein ächter Mord, ein schön Mord, so schön als man ihn nur verlangen tun kann wir haben schon lange so kein gehabt. –¹¹

Franzos endet so und überschreibt die Szene *Secirsaal*.¹² Das ist ein guter Schluß, ein echter Schluß, ein schöner Schluß, aber nicht Büchners Schluß, denn in H1 folgt noch eine weitere Person, der Barbier, den Büchner etwas sagen lassen wollte, was nicht mehr geboren wurde, dessen Charakter er aber in einer Regieanweisung skizziert:

BARBIER, *dogmatischer Atheist. Lang, hager, feig, [possirlich], Wissenschaftler*¹³

Also hätte ein dogmatischer Atheist den Mordfall *Woyzeck* noch kommentieren sollen. Was hätte er wohl gesagt? Die unleserliche Stelle wurde außer mit «possirlich» schon mit «geistreich»,¹⁴ aber auch mit «gutmütig»¹⁵ aufgelöst. Das hilft für unsere Frage nicht weiter, zumal das Schriftbild für alle drei Lesarten nur vage

Anhaltspunkte bietet. Vielleicht dachte Büchner an etwas ganz anderes, vielleicht wieder einmal an etwas Unanständiges. Das würde zu dieser Figur durchaus passen. An einer anderen Stelle von HI singt der Barbier ein Hurenlied:

Ach Tochter, liebe Tochter
Was hast du gedenkt,
Daß du dich an die Landkutscher
die Fuhrleut hast gehängt.¹⁶

Er hat eine lockere Moral. Barbieri haben, da im traditionell körperfeindlichen Christentum nicht angesehen, kulturhistorisch gesehen eine Neigung zum Heidentum, wie alle körperpflegenden Berufe (Bader, Ärzte, Kurtisanen etc.). Daß der Bartkünstler sich als Atheist gefällt, ist insofern nicht unpassend. Mehr über ihn erfahren wir aus der Szene HI,10. Er hat noch einen Nebenberuf als Studienobjekt:

Ich bin die Wissenschaft. Ich bekomme für mei Wissenschaftlichkeit alle Woche ein halb Gulde [...]. Ich bin ein spinosa pericyclyda; ich hab ein lateinischen Rücken. Ich bin ein lebendiges Skelett, die ganze Menschheit studirt an mir –.¹⁷

Der Barbier hat, das meint er mit dem verballhornten lateinischen Fachwort, einen verkrümmten Rücken, den er für Geld zur Schau stellt. Aber nicht nur diesen. Im Sommer 1835 war in Straßburg das sogenannte lebende Skelett aufgetreten, ein furchtbar abgezehrt und abgemagert junger Franzose, der sich bei einer Körpergröße von 1,70 m auf 23 Kilogramm heruntergehungert hatte.¹⁸ Man konnte bei ihm am lebenden Modell Anatomie studieren, weil man bei ihm alles sah, die Knochen, die Muskeln (sofern noch vorhanden) die Bänder, Sehnen und Gefäße. Gegen ein paar Kreuzer extra ließ er sich vielleicht sogar den Arm auskugeln, um den Studenten zu zeigen, was bei einer «Exartikulation» (Gelenk-auslösung) passiert. Mit dem Barbier, der auf diese Weise seinen Körper und sich selbst verkauft, spricht Büchner bereits das Thema der unmenschlichen Medizin an, das er später der Woyzeck-Figur zuteilt. Im Zuge dieser Umgruppierung geht die Barbier-Figur in den späteren Handschriften verloren. Aber mit ihr liegt ein erstes

Fragment aus dem Bereich der Medizinsatire vor, die zur Uridee des Woyzeck-Dramas gehört.

Sachlich geht es um eine Kritik der positivistischen und materialistischen Wissenschaft, die damals in steilem Aufstieg begriffen war und bis heute nicht aufzusteigen aufgehört hat. Im Abstieg begriffen ist seitdem das Individuum, die Persönlichkeit, seine Majestät das hohe Subjekt. «Ein einziges Menschenexemplar genügt, um alle andern zu beurteilen», behauptet Turgenjews Nihilist Jewgenij Basarow.¹⁹ «Die Menschen sind wie die Birken des Waldes; keinem Botaniker wird es einfallen, jedes Exemplar besonders zu studieren.» Büchners Barbier fragt gleichfalls: «Was ist der Mensch?» und gibt sich selbst die materialistische Antwort: «Staub, Sand, Dreck.» Ironischerweise wiederholt er damit eine berühmte biblische Formulierung: «Staub bist du, und zu Staub sollst du wieder werden!» (Gen 3,19) Aus Erde ist der Mensch gemacht, das sagt schon das Alte Testament. Insofern überlistet dieser Atheist sich selbst. Büchner läßt ihn religiös auflaufen. Er betrachtet ihn nicht als Höhepunkt der Aufklärung, sondern als eine bedauernswerte Kreatur des Wissenschaftsbetriebs.

Der Atheismus gehörte zur Konkursmasse der Barbier-Figur und wollte in den späteren Handschriften neu untergebracht werden. Büchner versucht das ohne rechten Erfolg. «Ich bin ein dogmatischer Atheist», insistiert eine Figur, deren Name mit L beginnt (der Rest ist unleserlich), in einem närrischen Gespräch mit einem Narren.²⁰ Sich selbst konnte Büchner damit nicht meinen, denn der dogmatische Atheist ist eine lächerliche Figur. Er wird satirisch gezeichnet. Als Standpunkt, von dem aus er kritisiert wird, kommt entweder der «skeptische Atheismus» in Frage, den Kant im Gegensatz zum dogmatischen Atheismus als intellektuell respektabel betrachtet hatte,²¹ oder der christliche Glaube. Ein skeptischer Atheismus ist in den Woyzeck-Handschriften in keiner Weise präsent, der christliche Glaube schon. H2 endet in Szene 9 mit einem Gebet, das Louisel (= Marie) spricht und das Büchner dort nur abkürzt, um anzudeuten, was er vorhat: «Und ist kein Betrug in seinem Munde erfunden. Herr Gott!»²² Er spielt damit auf eine Bibelstelle an, in der es um die Nachfolge Christi geht. Die in Louisels Gebet antizipierte Passage lautet im Zusammenhang (1 Petr 2,21–23):

Denn dazu seid ihr berufen; sintemal auch Christus gelitten hat für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen; welcher keine Sünde getan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden; welcher nicht widerspricht, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt [...].

[...]